E 21949 F

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main.
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179-6100 | März / April 1990 | 37. Jahrgang, Nummer 2

Wir gedenken an:

Karl Roos, Oskar Wöhrle, Friedrich Metz und Fritz Bronner

Dieses Heft widmen wir Männern, die sich um unsere Heimat verdient gemacht haben: Oskar Wöhrle, Dr. Fritz Bronner, Prof. Dr. Friedrich Metz, allen voran aber Karl Roos, der vor 50 Jahren von einem französischen Exekutionspeloton standrechtlich erschossen worden ist, eigentlich ermordet aufgrund eines erpreßten falschen Zeugnisses. Um genau klarzustellen, was an jenem 7. Februar 1940 geschah, müßten wir uns vorstellen, ein deutsches Kriegsgericht hätte dieses Urteil gesprochen und vollstrecken lassen. Heute noch, nach 50 Jahren, würden solche Richter als Kriegsverbrecher zur Verantwortung gezogen.

Roos sollte das erste der vorgesehenen Opfer sein. In den hygienisch unmöglichen Zellen des Nanziger Militärgefängnisses saß „Nachschub" für das Exekutionskommando! Wem sollen wir die Ehre geben, ihn als das vorgesehene nächste Opfer zu betrachten? Josef Rosse, den Klerikalen? Paul Schall, Bickler, Hauß, die Nationalen? Mourer, den Kommunisten? Oder einen der anderen der 17 „Verbrecher"? Später, nach 1945, wurde Mourer erschossen. Rosse, der 1944 der deutschen Gestapo mit knapper Not entwischt war, wurde unter unmöglichen Verhältnissen durch französische Kerker geschleppt, bis der mit robuster Gesundheit ausgestattete Mann viel zu früh starb! Nach Bickler wurde streng gefahndet. Abbé Brauner wurde auf dem Struthof die einzige Niere, die er noch hatte, zerschlagen, so daß er anderntags starb.

Lassen wir das und wenden uns dem zu, den eine blindwütige, mit der politischen Polizei Hand in Hand arbeitende Militärjustiz dem jakobinischen Chauvinismus geopfert hat, Karl Roos. Es sei dem Unterzeichneten gestattet, hier eine seiner schönsten Erinnerungen aus der Autonomistenzeit wiederzugeben: Am 9. November 1928 war eine Großkundgebung im Straßburger Sängerhaus angesagt. Unter Vertrauten hieß es: „Heute frühzeitig dort sein, die vorderen Plätze besetzen!" Und hinter vorgehaltener Hand: „Vielleicht kommt der Roos zurück!"

So saß denn alles bereit. Mourer, Hauß und Hueber sprachen vor einem überfüllten Saal. Man hatte Nebensäle öffnen müssen, um die Massen aufnehmen zu können. Als Hueber mit seiner gewaltigen Volksrednerstimme rief: „Komm heraus, lieber Freund!", stürmten alle, die vorne saßen, zur Rednertribüne, einfach auf die Bühne kletternd oder im Laufschritt die Treppe hinauf, wie es am besten ging. Polizeiinspektor Becker rannte linkerhand auch hinauf, seinen Haftbefehl in der Hand und wollte diese auf die Schulter des gesuchten Roos legen und dazu die fatalen Worte sprechen: „Au nom de la loi, je vous arrête!" (Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!). Aber er konnte sich strecken, wie er wollte, die Mauer aus Arbeitern, kleinen Gewerbetreibenden, Angestellten und Studenten war zu dick, als daß auch der längste Polizistenarm hätte darüberreichen können. Wir hatten fest untergehakt, und ohne die geringste Gewaltanwendung verweigerten wir dem nervös um den Ring rennenden Polizisten den Zutritt zu Roos. Alles strahlte. Von donnerndem Beifall begleitet, sprach Roos beinahe eine Stunde lang, ohne daß der immer ärgerlicher dreinschauende Büttel des Jakobinerstaates etwas hätte ausrichten können.

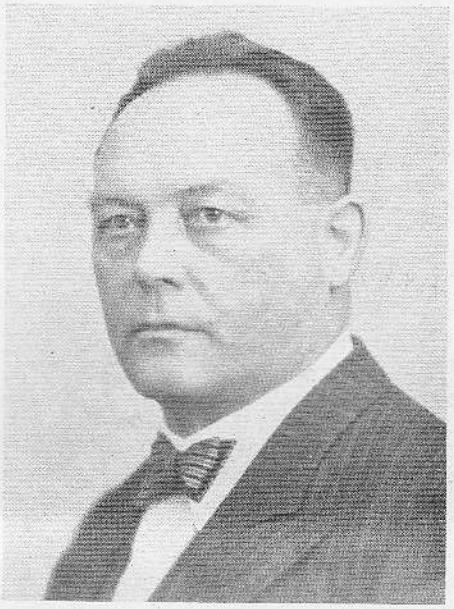
Gipfel der Blamage war es gewesen, daß Roos auch beim Abgang nicht gefaßt wurde und er sich anderntags freiwillig der Polizei stellen konnte. Dieser Sieg wurde ihm nicht vergeben.

1939 und 1940 hat sich Becker für diese Niederlage, die ihm von der Regierung gewiß kein Lob eingebracht hat, an Roos gerächt, als er mit Hilfe der Verleumdung durch Marco das Netz spann, das er dem verhaßten Manne über den Kopf warf, um ihn verurteilen zu lassen.

Es folge nun eine umfassende Würdigung des Mannes, der sein Leben für seine Heimat gegeben hat, dessen Leichnam nach großer Ehrung 1941 seit 1945 spurlos verschwunden ist und den man totschweigt. eh

Karl Roos, ein Märtyrer des Elsasses

Karl Roos war einer der führenden Köpfe der elsaß-lothringischen Heimat- und Autonomiebewegung zwischen den beiden Weltkriegen. Er wurde vor 50 Jahren (7.2.1940) auf Grund eines Urteils eines französischen Militärgerichts erschossen. Roos gehört zu den Persönlichkeiten der elsässischen Geschichte, die heute ein schlechtes „Image" haben. Falls er in unserer Zeit öffentlich überhaupt erwähnt wird, rechnet man ihn zu den „Nazis". Diese Klassifizierung stimmt zwar nicht, aber damit ist er abgestempelt und nicht mehr weiter erwähnenswert. Obwohl das Militärgericht keine Beweise in Händen hatte, wurde Roos wegen Spionage für das Deutsche Reich zum Tode verurteilt.



Dr. Karl Roos

Der wahre Grund für die Verurteilung von Roos lag im Kampf der von ihm geführten Unabhängigen Landespartei für eine Autonomie von Elsaß-Lothringen. Es gab zwar auch andere politische Parteien (z.B. die Elsässische Volkspartei, die Nachfolgerin des Elsaß-Lothringischen Zentrums), die der Assimilationspolitik Frankreichs mit Autonomieforderungen entgegentraten, jedoch nicht mit der Entschlossenheit und Konsequenz wie die Partei von Roos. Letztere forderte übrigens nie das volle Selbstbestimmungsrecht für Elsaß-Lothringen, sondern nur eine Autonomie innerhalb des französischen Staates. Die Vorstellungen von Roos und seiner Partei zielten nur auf eine staatsrechtliche Stellung von Elsaß-Lothringen, die der vor November 1918 in etwa entsprach. Damals hatte das Land eine eigene Verfassung, eine eigene Verwaltung und einen Landtag mit Gesetzgebungsbefugnis. Nach 1918 war in Elsaß-Lothringen der Kampf um die Autonomie somit nur der Versuch der Wiederherstellung eines Besitzstandes, der von der französischen Regierung ohne eine Befragung der Bevölkerung zerschlagen worden war. Angesichts der rigorosen französischen Assimilationspolitik hätte allein eine Autonomie die Gewähr dafür geboten, die ethnische, sprachliche und kulturelle Eigenart der elsaß-lothringischen Bevölkerung zu erhalten. Die französische Regierung betrachtete jedoch jede noch so bescheidene Autonomieforderung als einen Angriff auf das

Fortsetzung auf Seite 2

Karl Roos, ein Märtyrer

Fortsetzung von Seite 1

seit der Revolution von 1789 geheiligte Staatsdogma der „einen und unteilbaren Republik" und damit als Anschlag auf die Einheit des Staates und die Staatssicherheit. Mit der Hinrichtung von Karl Roos sollte die Zerschlagung und völlige Ausmerzung der elsaß-lothringischen Autonomiebewegung eingeleitet werden.

Karl Roos wurde am 7.9.1878 in Surburg Kr. Weißenburg geboren. Der Vater war Lehrer, die Mutter die Tochter eines Dorfbürgermeisters. Da der Vater zu Beginn der 80er Jahre nach Nordhausen bei Erstein versetzt wurde, besuchte Karl Roos dort die Grundschule, später das Gymnasium in Schlettstadt und in Straßburg. Nach dem Studium der Germanistik in Freiburg und Straßburg promovierte er 1903 über „Fremdwörter in der elsässischen Mundart". Er wurde Lehrer in verschiedenen Schulen in Straßburg und Mülhausen. Nach dem Dienst als Einjährig-Freiwilliger beim Inf. Reg. 138 in Straßburg setzte er seine Lehrtätigkeit fort in Barr, Markirch und schließlich an Gymnasien in Bochum und Köln. Im Ersten Weltkrieg war er an der Westfront eingesetzt. Mit dem EK ausgezeichnet, kehrte er als Leutnant zurück. Kurze Zeit war er in der Stellung eines Leiters einer höheren Schule in Straßburg, die er wegen andauernder Schwierigkeiten mit den Behörden jedoch bald aufgab. Anschließend bekam er eine Stelle im Schulwesen des damals französisch besetzten Saarlandes. Da er dort nicht willens war, die Assimilierungsmaßnahmen der französischen Verwaltung mitzutragen, bekam er fortgesetzt Konflikte mit seinen Dienstvorgesetzten. Schließlich verließ er angewidert den Schuldienst und ging ins Elsaß zurück. Die neuen Verhältnisse in der Heimat, die hauptsächlich auch im Schulwesen als besonders drückend empfunden wurden, führten Roos schließlich in die Politik.

Zunächst betätigte er sich als Mitarbeiter des stark verbreiteten Wochenblattes „Die Zukunft". Er nahm sich vor allem der Sprachenfrage an und verfaßte fundierte Beiträge über die aggressive Sprachenpolitik Frankreichs gegenüber dem Deutschen in Elsaß-Lothringen. Der Ruf zur Sammlung der heimattreuen Kräfte, der durch das genannte Blatt erging, führte 1926 zur Gründung des Elsaß-Lothringischen Heimatbundes. Das in Frankreich und im Ausland stark beachtete Manifest dieser Vereinigung vom 7.6.1926 entstand unter Mitwirkung von Roos. Er wurde Landessekretär des Heimatbundes und 1927 Vorsitzender der sich daraus entwickelnden Unabhängigen Landespartei Elsaß-Lothringens. Bis zu seiner Verhaftung im Februar 1939 war er ununterbrochen Leiter dieser Partei.

Als an Weihnachten 1927 die erste große Verfolgungsaktion gegen die Führer der Heimat-und Autonomiebewegung durchgeführt wurde, ging Roos in die Schweiz, um von dort aus den Kampf für die Rechte der elsaß-lothringischen Bevölkerung weiterzuführen. Er ist dort mit einem Buch „Politik und Gewaltpolitik in Elsaß-Lothringen — Eine Schrift zur Lehr und Wehr" an die Öffentlichkeit getreten. Im sog. Komplottprozeß von Kolmar 1928 wurde er in Abwesenheit zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Seine Rückkehr ins Elsaß im November 1928 wurde zur großen Blamage für die französische Polizei, die sich vergeblich bemühte, ihn zu verhaften und seine Rede bei einer großen Kundgebung im Straßburger Sängerhaus zu unterbinden. Freunde bildeten bei seiner Rede einen dichten Kordon um ihn und verhinderten dadurch den Zugriff der Polizei. Anderntags stellte er sich dann freiwillig der Polizei. In seiner Todeszelle in Nancy sagte er über seine Rückkehr und den jubelnden Empfang zu einem Mitgefangenen: „Dies war das schönste Erlebnis meines Lebens."

1929 wurde Roos in Besançon vor Gericht gestellt. Das Verfahren endete zur großen Enttäuschung der französischen Regierung mit einem Freispruch. Noch während der Haft in Besançon wurde er in einem Arbeiterwohnviertel in den Straßburger Stadtrat gewählt. Nicht lange danach entsandten ihn wiederum Straßburger Wähler in den Generalrat des Unterelsasses.

Der Kampf gegen die Heimatrechtler und Autonomisten wurde von der französischen Regierung nach den Mißerfolgen bei den gerichtlichen Verfahren in Kolmar und Besançon nun eher leise und verborgen geführt. Ein neues Spionagegesetz von 1938, das den Verfolgungsbehörden einen weiten Ermessensspielraum beließ, bot Gelegenheit, Roos im Februar 1939 zu verhaften und ihn in das Militärgefängnis nach Nancy zu verbringen. Abgeordnete, die sich nach dem Grund der Verhaftung erkundigten, wurden mit der Begründung abgewiesen, es handle sich um einen ernsten Spionagefall. Weitere Angaben könnten deshalb nicht gemacht werden. Der Fall Roos konnte nun von einem Militärgericht hinter verschlossenen Türen behandelt werden.

Das Verfahren wurde mit dem eines jungen Soldaten gekoppelt, der der Verbindung mit den Deutschen beschuldigt wurde. Obwohl Roos diesen Mann nicht kannte, wurde er als Schüler von ihm bezeichnet, der auf seinen Befehl gehandelt habe. Franz Marco, ein ehemaliger Mitarbeiter von Roos, der in Nancy mitangeklagt war, ließ sich, um sein eigenes Leben zu retten, unter Druck des Untersuchungsrichters zu belastenden Aussagen über Roos bewegen. Als noch ein Bild von Roos in SA-Uniform gefunden wurde, war die Angelegenheit für den Untersuchungsrichter klar. Die deutsche Uniform betrachtete er als Beweis für die Verbindung mit dem Landesfeind.

Das besagte Bild war echt. Roos konnte die Herkunft erklären. Er hatte Freunde in Deutschland, die er gelegentlich besuchte. Bei einem solchen Besuch war ihm einst ein Gastzimmer überlassen worden, in dem die Uniform hing. Roos zog sie im Scherz an, um den Freund zu überraschen. Er wurde dann in dieser Bekleidung fotografiert und bekam das Bild zur Erinnerung. Dies war im Prozeß das einzige „Belastungsdokument".

Dr. Roos wurde am 27.10.1939 vom Militärgericht in Nancy wegen Spionage zum Tode verurteilt. Das genannte Bild erschien in der französischen Presse. Damit war die Öffentlichkeit von der Rechtmäßigkeit des Urteils überzeugt. Es war jedem klar, daß auch der Staatspräsident einen solchen „Bösewicht" nicht begnadigen konnte. Die fehlenden Schuldbeweise im Sinne der Anklage bekümmerten niemand. Der Untersuchungsrichter Laroubine, der das Verfahren vorzubereiten hatte, sagte nach der Urteilsverkündung beim Verlassen des Gerichtssaales zu einem Bekannten: „Juridiquement cette affaire ne tient pas, mais Roos a fait tant de mal à la France que nous avons voulu l'éliminer." (Rechtlich ist die Sache unhaltbar, aber Roos hat Frankreich so viel Schaden zugefügt, daß wir ihn beseitigen wollten).

Nach dem Urteilsspruch verbrachte Roos noch dreieinhalb Monate in der Todeszelle in Nancy. Er mußte dabei ständig 5 kg schwere Fußketten tragen. Nachts wurden ihm zusätzlich noch Handfesseln angelegt. Nachdem das Urteil Anfang Februar 1940 von Paris bestätigt und ein letzter Rettungsversuch des Verteidigers vom Staatspräsidenten abgewiesen war, erfolgte am 7.2.1940 auf dem Schießstand in Champigneulles bei Nancy die Hinrichtung durch ein Erschießungskommando der Armee. Karl Roos war an der Hinrichtungsstätte ruhig und gefaßt. Er schied aus dem Leben mit den Worten: „Ich sterbe getreu meinem Glauben, meiner Heimat und meinen Freunden."

Auf dem Dorffriedhof von Champigneulles wurde er zunächst beerdigt, jedoch am 19. 6.1941 von den deutschen Truppen ausgegraben und auf der Hünenburg (Kr. Zabern) im damaligen Ehrenmal für die 50 000 im Ersten Weltkrieg gefallenen Elsaß-Lothringer beigesetzt. Nach dem Einmarsch der Alliierten verschwand sein Sarkophag.

Dr. Karl Roos war kein Spion. Da er in seiner Eigenschaft als Parteivorsitzender im Blickpunkt der Öffentlichkeit stand und mit Polizeiüberwachung zu rechnen hatte, ist es völlig undenkbar, daß er sich auf Spionagetätigkeit eingelassen hätte. Im Fall Roos handelt es sich um Justizmord. Allerdings um einen, für den sich heute niemand interessiert.

Hat Dr. Karl Roos dem französischen Staat wirklich Schaden zugefügt? Hatte er Bomben gelegt oder zur Gewaltanwendung aufgerufen? Keinesfalls! Er hat stets nur verbal gekämpft, an die Vernunft und Einsicht appelliert. Allerdings galt sein Kampf den Rechten der elsaß-lothringischen Minderheit, deren Existenz von der „einen und unteilbaren Republik" stets geleugnet wurde. Anscheinend billigt die Bundesrepublik diese Haltung stillschweigend und nimmt die Vernichtung der elsaß-lothringischen Identität durch den französischen Staat einfach nicht zur Kenntnis. Man reagiert zwar auf Menschenrechtsverletzungen in anderen, fernen Ländern, niemals jedoch auf solche in Frankreich, unmittelbar vor unserer Tür.

K.K.

Oskar Wöhrle zum 100. Geburtstag

Am 28. Januar jährte sich zum hundertsten Male der Geburtstag des Richters Oskar Wöhrle. Er starb mit 55 Jahren, wenige dürften ihn noch persönlich gekannt haben, und Leser hat er auch keine mehr, denn dieser kraftstrotzende Sundgauer paßt nicht in unseren offiziellen Literaturbetrieb, der alles nur mit heruntergezogenen, verächtlichen Mundwinkeln betrachtet. O, er war kein Anpäßling, er hat die Welt weder heil erlebt, noch heil beschrieben. Er sah sie so, wie sie ist mit Buckeln, Ebenen und Löchern, er zeigte ihre Schattenseiten und genoß die Sonne, wenn sie ihm schien, und wußte von den Zeiten zu berichten, wie sie eben kamen. Wenn es gar nicht mehr gehen wollte, guckte irgendwie der Schalk aus ihm heraus und sagte: „Warum seid ihr denn so dumm? Es muß ja nicht

Fortsetzung auf Seite 3

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt, Telefon (0711) 701645. Konten: Postgiro Stuttgart 37015 — 708 (BLZ 60010070); Deutsche Bank Stuttgart 12/55066 (BLZ 60070070). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.

Druck: Leibold GmbH, Karlsruher Straße 46, 7512 Rheinstetten-Forchheim.

Einem Teil der Auflage dieser Nummer liegt bei: Zahlkarte.

Oskar Wöhrle

Fortsetzung von Seite 2

unbedingt hart auf hart gehen!" Das dürfte er auch oft zu seiner eigenen Person gesagt haben, denn bei seiner dem Unbedingten nachstrebenden Natur ging es bei ihm mehr als einmal hart auf hart, wie schon seine Flucht aus der Kolmarer Präparandenschule und deren Folgen zeigen.

Wir drucken eine ausgezeichnete Würdigung aus der Feder seines so ganz anders, verletzlicher gearteten Freundes Eduard Reinacher nach, mit dem er anfangs der 20er Jahre einen Verlag gründete, obwohl keiner der beiden Dichter geschäftstüchtig war. Mit Reinacher hat er auch eine kurze Gastrolle bei der KPD gespielt, um aber sehr rasch zu bemerken, daß sie beide am allerwenigsten da hineinpaßten.

Glücklich war er 1940, als er — und nicht nur er — glaubte, seine Heimat könne jetzt wieder zu sich selber finden. Kurz nach dem Rückzug der Franzosen aus dem Oberelsaß, es mag schon am 18. oder 19. Juni gewesen sein, kam er mit Dr. Robert Ernst, der die Uniform eines Fliegermajors trug, während er der schlichte Obergefreite war, über den Rhein bei Breisach und fühlte sich glücklich in dem vom Kriegsgeschehen völlig verschonten Kolmar. Als er von einem Gang über den Markt zurückkam, fühlte er sich wie frisch gebadet und erzählte uns seine Erlebnisse mit den Marktfrauen: Die eine hatte es sich nicht verkneifen können, an seine Kommißstiefel zu langen und deren oberen Rand zwischen die Finger zu nehmen. Ungläubig hatte sie ihn angeguckt: „Ja, Mann, des isch jo Lader!"... „Eh, natdierlig esch des Lader!"... „Ja, es het doch gheiße, d'Schwowe hatte ke Lader, ehri Stefel seien üs Babedeckel." Sie war sprachlos und schüttelte den Kopf. Einer anderen kaufte er Kirschen ab. Die staunte: „Ehr rede jo elsassisch. Sen Ehr Elsasser?"... „Naj!"... „Ja, wohare kenne-n-Ehr eso güet oberlanderisch?"... „Güeti Froj, in Ostpreiße het dr Hitler großi Dolmatscherschüele fer alli Sproche gebojt, do han ich Sundergojerisch glehrt." Darauf die Marktfrau: „Die nundedjes Schwowe, was die net alles fertigbrenge."

Zwischen 1940 und 1945 haben sie leider auch anderes fertiggebracht, so z.B. der Gaupropagandaleiter, Schmidt geheißen. Er war in der Gauleitung der einzige Schwabe unter lauter Badenern, meist Nordbadenern. Sein schwäbisches Ohr schmerzte es, wenn er Elsässer in ihren Mundarten sich miteinander unterhalten hörte. Um dieses Übel abzustellen, tat er, was alle großen Politiker tun, er berief eine Konferenz ein. Zu den Geladenen gehörten sechs Elsässer, darunter unser Oski. Er hörte sich das Hin und Her der Meinungen an und meldete sich schließlich zu Wort: „Herr Gaupropagandaleiter, gestatten Sie die Feststellung, daß von allen hier Anwesenden nur die Elsässer hochdeutsch sprechen. Der Propagandagewaltige fuhr wie von einer Tarantel gestochen hoch: „Ha no, ha no, I schwätz doch deitsch!"

Sollen wir verraten, wie er den Hetzer und Lügner Hansi in den Senkel gestellt hat? Es ist etwas derb. Wöhrle war ursprünglich mit dem Kommando unterwegs, das die nach Südfrankreich verschleppten 17 „Nanziger" suchte, und blieb schließlich in Chalon-sur-Saone hängen. Auch in der Gegend von Dijon hatte er zu tun. Er betreute bei ihrer Rückfahrt 1939 nach Südfrankreich Evakuierte und hörte, daß Hansi in der Nähe Zuflucht gefunden hatte. Er lud diesen vor und fragte ihn eine Stunde lang aus, dann blieb er still. Hansi wurde es unheimlich, er fragte Wöhrle, der nur elsässisch mit ihm geredet hatte: „Was wann ehr jetz met mr mache? Wor ich verschosse?" Darauf Wöhrle: „Naj! Mr han nur wesse welle, wie so en alts ... usgseht. Ehr kenne geh." Wir versagen uns, das Wort zu schreiben, es handelt sich um den in allen deutschen Idiomen gebrauchten Ausdruck für unsere privateste Müllabfuhr. Hätte Wöhrle die dort ebenfalls anwesende Gestapo auf den dicken Fisch aufmerksam gemacht, so wäre dieser heute ein tief betrauerter Märtyrer der Alsace française. So eine Handlung lag dem grundgütigen Wöhrle fern, er hat aber den Mann, der zugegebenermaßen geholfen hatte, durch Lügen den französischen Revanchegeist aufrecht zu erhalten, auf seine Art hingerichtet.

Lassen wir seinem alten Freund Reinacher das Wort. Der hat Wöhrle 1957 einen Nachruf gewidmet, den kein anderer übertreffen könnte. Anschließend lassen wir Wöhrle selber reden und bringen seine einführenden Worte zu seinem 1941 im Kolmarer Alsatia-Verlag erschienenen „Sundgaubuch", aus dem seine ganze Liebe zu seiner engeren Heimat hervorleuchtet. Er geht darin nicht immer in Lackschuhen spazieren, läßt aber über allem den goldenen Hauch von Kindheits- und Jugenderlebnissen strahlen. eh

Der Dichter Oskar Wöhrle

1947 wurde in Freiburg auf dem frisch zugeworfenen Grab eines unserer urkräftigsten Dichter der Schlehdornstrauch gepflanzt, den er sich in einem wundersamen Gedicht gewünscht hat. Todesursache war die Turbulenz der Zustände nach Kriegsende. Denunziert, verfolgt, von Versteck zu Versteck gehetzt, konnte der seit Jahren eine gefährliche Krankheit in sich Tragende nicht mehr die unerläßliche Pflege finden. So kam es zur Katastrophe. Ein Schimmer von Versöhnung mag darin liegen, daß die Verfolgung, wenn auch zu spät, abgeblasen wurde. In einem Schwarzwalddorf gastfreundlich aufgenommen, durfte Oskar Wöhrle noch Wochen einer freundlichen Euphorie erleben, dazu den Traum eines neuen Anfangs in nie genossener Sicherung der Lebensumstände. Der Schluß brach wie ein Erdbeben herein: Amputation, rasch fortschreitende Ausschwächung, tiefste Tiefe des Abschiedsleides und letzte Tage friedlichen Verdämmerns.

Oskar Wöhrle ist aus einem abenteuerlichen Leben heraus zum Dichter geworden. Von Vater und Mutter her aus hartem Holz — der Vater ein zugezogener Schwarzwälder, die Mutter eine Sundgautochter —, wächst der Bub, von dem ebenso grimmen wie liebenden Erzeuger als der „böseste im Gäu" gepriesen, in St. Ludwig an der elsässisch-schweizerischen Grenze auf. Auf der Kolmarer Präparandenschule gibt es Anstände mit Hintergründen. Der Rektor muß nach Reklamation des Vaters den Religionslehrer fragen, warum Oskar, der behauptete, immer alles gewußt zu haben, für das Zeugnis nur genügend befunden worden sei. Der Abbé erklärt in seinem behäbigen Sundgau-Hochdeutsch: „Das ist gleich erklärt, Herr Rektor! Dos Wissen hot der Schüler schoon, ober den Gläuben hot er nicht!" — Eines Nachts aber geht Oskar mit seinen ersten Gedichten, seiner Geige und einem schmalen Beutelchen über die Anstaltsmauer. Zum Glück, meint er, sei es nicht weit bis zur Grenze. Aber bald muß der fahrende Sänger sich dazu bequemen, betteln zu gehen. Im Lande der Franken eine schwierige Sache. Indessen, erfahrene Kunden nehmen sich um ihn an. Er lebt sich ein. In Paris kann er sich eine Weile als Gelegenheitsarbeiter halten. Dann treibt es ihn wieder ins offene Land hinaus. Das Leben beschert ihm Abenteuer. Eines Tages landet er in Afrika: Fremdenlegion. Ein Typhus bringt ihn ins Lazarett nach Mentone. Dem Genesenen gelingt es, nach Italien zu flüchten. Er kommt bis Rom, macht in der Kundenkneipe und in St. Peter merkwürdige Bekanntschaften und wird über die Schweiz in die elsässische Heimat abgeschoben. Der tiefste Eindruck, der ihm von diesem ganzen Erleben bleibt, ist die homerische Szene des Wiedersehens mit seiner Mutter.

Als Fabrikarbeiter in Basel erregt er die Mißbilligung der Bürger durch einen Pfiff in ihrem Stadttheater, die des Vaters aber durch das parzivalische Unterfangen, in der St. Ludwiger Zeitung ein Gedicht abdrucken zu lassen. „Also spinnt er doch!", seufzt der geprüfte Alte. Er „spinnt" aber in Eros. Liebeskummer treibt ihn erneut auf Fahrt. Es geht dabei, ganz wie einst bei Richard Wagner, wunderbar miserabel zu. Worüber die Novelle „Pömperles Ausfahrt" berichtet, die der Scheffelbund als eine seiner Jahresgaben gedruckt hat. Damit die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, wurde Oskar Kanonier in Straßburg. Auch dabei fiel er auf, indem er Versuche, an ihm so etwas wie Rekrutenschinderei zu betreiben, mit der wuchtigen Faust ahndete, mochte es auf dem Exerzierplatz oder sonstwo sein. Auf dem Schießplatz Wahn erlitt er einen Hitzschlag, wurde herausgepflegt und entlassen. — Ein paar Monate lang schleppt er in einer Konservenfabrik im Straßburger Vorort Schittigheim Zweizentnersäcke. Von dem Ertrag des Schweißes leistet er sich ein paar Wochen freien Dichtens. Friedrich Lienhard nimmt sich des hoffnungsvollen jungen Kollegen an und bringt ihn als Redaktionsvolontär bei der Münchener „Lese" unter. „Der Baldamus und seine Streiche", aus seinem bisherigen Erleben geschöpft, wird sein erster, nachhaltiger Erfolg. (20 Jahre später druckte der „Bücherkreis" das 100. Tausend.) Mit der „Lese" nach Stuttgart umgezogen, kann er heiraten; aus Straßburg holt er sich die Braut. Im August 1914 fällt der dunkle, fremdartig daherkommende Mann den Stuttgartern auf, die ihn als „ganz gwieß" ein Spion viermal der Polizei zuführen. Vor dem schwäbischen Eifer flüchtet er als Kriegsfreiwilliger zu seinem alten Regiment nach Straßburg. Bald steht er im Feld, im Osten.

Er erlebt den zweiten, großen Erfolg: in allen Blättern liest man seine Skizzen aus dem Kriegserleben — man möchte sagen, obwohl sie alles, was Oskar im Felde erlebt hat, mit höchster Vergegenwärtigungskraft und ohne die mindeste Verniedlichung erzählen. Der Verlag Schuster-Löffler druckt dieses „Bumserbuch" zugleich mit einem Band Soldatenlieder „Kamerad im grauen Heer", Lieder, ganz erfüllt von der soldatischen Einheit aus Leichtlebigkeit und Schwermut. Es klingt aus mit einem Klagelied an die junge Gattin in der Heimat.

Alles schreibt von ihm oder an ihn, während er mit dem Tode ringend wieder an Typhus im Lazarett liegt. Er wird gerettet. Bei der „Zeitung der X. Armee" in Wilna tritt er als Redakteur an. In Wilna verbringt er bis zum Kriegsende arbeitsreiche Jahre. Er gründet einen Verlag mit dem Programm, für Litauen in Deutschland und für Deutschland in Litauen zu werben.

Nach dem Krieg kurzes Zwischenspiel in der Schwarzwälder Heimat des Vaters. In dem

Fortsetzung auf Seite 4

Der Dichter Oskar Wöhrle

Fortsetzung von Seite 3

kleinen Städtchen versteht man seine Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit falsch. Eines Tages steht ein Kriminalbeamter ins Haus, es wird mit allem denkbaren Aufwand nach der „im Keller eingebauten Notendruckmaschine" gesucht! Staunend hört es Oskar. Da vertauscht er den Schwarzwald gegen Konstanz, wo er bis 1924 als Buchhändler, Verleger und Kunsthändler wirkt. Den Schwierigkeiten der Inflation zeigt er sich gewachsen, aber die Deflation bringt ihm wie anderen den Konkurs. Der Verleger wird wieder Schriftsteller. Konstanz, Stuttgart, Berlin sind die nächsten Stationen. Er setzt selbst seine „Lieder des Landstreichers" in der Druckerei eines Freundes. Zur Herausgabe kommt es nicht — das Papier ist zu teuer. Nur einige Handabzüge bleiben übrig. Diese Verse bringen Wöhrle in die Nähe des geliebten Villon, ohne daß von Nachahmung die Rede sein kann. Den Schrecken, dem er durch die Verhinderung dieses Druckes entgeht, erleidet der satte Bürger dann durch den Roman „Jan Hus". In den zeitlichen Raum der letzten 24 Stunden des Reformators zusammengedrängt, baut der Erzähler das lebendige Bild einer Epoche hinein, gleichzeitig wird die Schilderung eine tolle Satire auf das von ihm erlebte Konstanz der ersten Nachkriegsjahre. Es ist ein seltsamer Wechsel von heiligem Ernst und Klatschen einer Fastnachtspritsche, die nicht aus Pappe, sondern aus Hartholz gemacht ist.

Neben der Brotarbeit am „Vorwärts" entsteht in Berlin gemeinsam mit Max Barthel und anderen Gesinnungsfreunden „Das Vier-Männer-Buch" und der Roman Wöhrles, der an Tempo des Geschehens und balladesker Ausdruckskraft der Sprache ein Äußerstes darstellt: „Das Rattennest" — ein Parzival nach Oskars Bild, der aus Vereinsamung, Not und Sucht das Leben in das Abenteuer des Verbrechens überspringt und dem tragischen Ende zurast. 1933 wurde ein Teil seiner Bücher auf der Straße verbrannt, so daß er es für geraten fand, zu flüchten. Von Lörrach kommend, betrat Wöhrle an einem heißen Sommertag den Zollsaal des Basler Badischen Bahnhofes. Die Beamten, die seinen Paß verlangten, wurden durch Oskars Fäuste geerdet. Er sprang zum offenen Fenster hinaus und landete auf schweizerischem Boden. Von da ins Elsaß war für ihn eine Leichtigkeit. In Straßburg traf er mit den Seinen wieder zusammen. In einer Backpulverfabrik verdiente er jetzt sein Brot. Was ihm in dieser Zeit in den Schoß fiel, ist unter seinen bekannt gewordenen Werken das gewichtigste, der Gedichtband „Die Schiltigheimer Ernte". Ein reifes, höchst persönliches Buch, ein monumentales Selbstbildnis, die Spiegelung eines Intensiv-Unendlichen im Farbenglanz der unendlich geliebten Liebes- und Leidenswelt.

Weil er sein Deutschtum nicht verraten konnte, war ihm auch das Leben in der heimischen Enge und Behutsamkeit nicht vergönnt. Die nächste Station hieß Prag. Für den „Jan Hus" hatte Wöhrle den tschechoslowakischen Staatspreis für Literatur erhalten, die Preissumme mußte bestimmungsgemäß im Lande selbst verbraucht werden. In dieser Zeit schrieb er seine geschliffenen politisch-satirischen Gedichte und als Fortsetzung der lyrischen Ernte „Die Prager Handschrift". Umgeben von aus Deutschland geflüchteten Emigranten, deren Versagen er in Berlin miterlebt hatte, konnte er in Prag keine Wurzeln fassen. Äußere Not tat das übrige, und als von treuen Freunden vermittelt, aus dem Reich die Einladung zur Rückkehr und die Gewährung persönlicher Sicherheit kam, nahm Wöhrle sie an. Was in seiner Freiburger Dichterwerkstatt entstand, war eine Serie von Lustspielen, als deren Typ die Komödie „Der Vogesendurchstich" herauszuheben wäre. Mit dem Gefühl des geborenen Szenikers stellt er seine Grundtypen einander gegenüber. Hier der freie Mensch, der oft ein Schweifender ist, ein aus der Gesellschaft Ausgetretener, — er trägt das Seine bei sich selbst als Kostbarstes die Leidenschaft der Freiheit und dazu die Freiheit seiner Leidenschaften. Dort der Bürger (klein sind sie vor diesem Richter alle, auch wenn sie zur hohen Bourgeoisie gerechnet werden) in seinem dumpfen, unaufrichtigen Dahinleben. Dem seelenarmen Alltagsmenschen steht der vom heiter-tragischen Lebensgefühl erfüllte Vagabund als der Götterliebling gegenüber. Bedauerlich ist, daß noch keine Bühne sich entschlossen hat, diese blutvollen dramatischen Schöpfungen Wöhrles auf die Bretter zu stellen.

Mehr Glück hatte er beim Rundfunk. Eines Morgens geht er durch eine Gasse ums Straßburger Münster. Vor ihm ein Straßenkehrer, der bei jedem Besenstrich etwas murmelt, nämlich: „Ja, Herr Pfarrer!" Der Mann hat am Abend zuvor Wöhrles Hörspiel „Das Musterexemplar" abgehört, in dem die Köchin alle Reden des neuen Herrn Pfarrer mit dem stereotypen „Ja, Herr Pfarrer!" beantwortet. Volkstümlichkeit war für Oskar Wöhrle Gesetz. Soldaten haben seine Lieder in der Marschkolonne gesungen. Wenn er darauf verzichtet hatte, auszusagen, was sich nicht im Volkstone sagen ließ, mußten ihn solche Erlebnisse dafür entschädigen.

In den Jahren des Zweiten Weltkrieges entstand die Schlußfassung der „Sundgaugeschichten", ein kostbarer Dank an die Stätten seiner Kindheit und Jugend. In seiner Schiltigheimer Zeit schrieb er den Roman „Die Backpulverstadt" *) als epische Abrechnung mit der Straßburger bezirksstädtischen Enge, aus der er damals nach Prag flüchten mußte. Es ist der humorig gefärbte Erguß des Grolles einer großen, vom Ortsgenius enttäuschten Liebe.

Im November 1944 ging Oskar Wöhrle, der ewige Wanderer, mit einem Trupp Flüchtiger unter Beschuß über die Schweizer Grenze. Von dem eidgenössischen Beamten gefragt, ob er Asyl in der Schweiz wünsche, verneinte er und verlangte, auf deutsches Gebiet überstellt zu werden. Auf die weitere Frage, warum er das wolle, antwortete er: „Weil ich dorthin gehöre!" Die Schweizer: „Na, gehen Sie in Gottes Namen und löffeln Sie die Suppe aus!" Das hat Wöhrle getan bis zur Neige. Es gab noch ein paar Monate des Lebens und Schaffens am Rundfunk, in Konstanz, meist im Krankenhaus. Dann wurde es Zeit, unterzutauchen. Er ging in jenes Ende seines Lebensabenteuers hinein, von dem zu Anfang dieser Zeilen die Rede war. R.R.

Walter E. Schäfer, Johann Michael Moscherosch, Staatsmann, Satiriker und Pädagoge der Barockzeit.

1983 besprachen wir diese ausgezeichnete Biographie des elsässischen Dichters, der vor allem durch seinen „Philander von Sittewald" bekannt wurde und der zu den bedeutendsten deutschen Dichtern des Barock zählt. Wir können dieses Werk zum geringen Preis von DM 10,— unseren Lesern vermitteln. Bestellungen über die Geschäftsstelle.

Das Dorf

Da liegt das Dorf, in dem ich geboren bin.
Aus grünen Matten, rapsgelben Äckern schaut's in den Sommertag.
Kein Haus lehnt sich ans andere. Jedes steht behäbig für sich, einige Meter Raum dazwischen. Dahinter, dem Bahndamm zu, lange Strecken Gartenland.
Von Basel herüber klingt das Mittagsheulen der Fabriken. Rauch, immer dünner und dünner werdend und sich schließlich gänzlich mit der flimmernden Luft mischend, steigt aus den hohen Werk-Kaminen, als suche er das Herz des Himmels zu finden.
Hier aber, im Dorf, spürt man nichts vom Tagwerkgelärm. Die Zeit ist eingeschlafen. Wie durchsichtiges, dickes Glas liegt sie in den Gassen.
Kein Leben, kein Ruf, kein Laut. Nicht einmal Entengeschnatter vom Teich her. Kein Mensch, der sich regt. Die Alten sind auf den Feldern draußen, die Jungen drüben in den fernen, fernen Fabriken. Nur die Frauen sind daheim, die ganz alten! Aber die ruhen jetzt. Zu heiß ist der Tag.
Die Hühner in den Höfen haben sich in den Schatten der Linden gelegt. Sogar die Spatzen sind faul geworden und haben Zank und Geschrei um Atzung vergessen.
Alles Lebendige verkriecht sich und schlummert.
Jetzt ist die Stunde, da die toten Dinge zu leben und zu sprechen beginnen. Nicht zur Stunde der Mitternacht, nein, zur Stunde des Mittags.
In seiner größten Lebensfülle wird das gestorbene Dorf lebendig.
Die Wände der Häuser fallen ein, das pochende Herz der Kammern liegt bloß.
In den Kellern regt sich's, in Stall und Scheuer und in den verschwiegenen Winkeln des Heustocks.
Vom Gottesacker her, der sich ganz in den Schatten der Kirche gekauert hat, kommt ein langer Zug lieber Gestalten.
Gefährten meiner Jugend sehe ich, manche bekannte Erscheinung.
Und alles ist vertraut wie einst und erdhaft und erdennah.
Und all das Gewesene quillt und schwillt, streckt die Schattenarme nach mir aus und verlangt, daß ich ihm Leben gebe...

aus: Oskar Wöhrle, Das Sundgaubuch

Professor Friedrich Metz

Friedrich Metz, der am 8. März hundert Jahre alt geworden wäre, war kein Elsässer. Aber, wie liebte er dieses Land, das für ihn als Geographen — nicht als Politiker — nur als Teil der Oberrheinlande zu begreifen war, jener Oberrheinlande, die durch eine unheilvolle Geschichte zerrissen wurden, so daß Basler seit 1648 französischen Boden unmittelbar unter ihren Fenstern liegen haben, von diesem durch eine staatliche Grenze getrennt sind, obwohl die Stadt am Rheinknie von den landschaftlichen Gegebenheiten her eigentlich die natürliche Hauptstadt des Oberelsasses, dessen Bischofsstadt sie jahrhundertelang war, Südbadens und eines Teiles der nördlichen Schweiz ist, was durch die Pendler überdeutlich erwiesen wird.

So war die Art von Friedrich Metz, die Länder anzuschauen. Nicht Entscheidungen hielt er für ausschlaggebend, die mehr oder weniger begabte Politiker oder irgendwelche Herrscherfamilien — in unserem Falle die Habsburger und die Bourbonen — zu verantworten hatten, sondern die landschaftlichen und menschlichen Gegebenheiten. Aus diesem

Geiste ist seine 1925 als Habilitationsschrift entstandene Arbeit „Die Oberrheinlande" aufzufassen. Darin trifft er sich als Wissenschaftler mit dem Ausspruch unseres Dichters René Schickele, die Oberrheinlande seien wie zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches.
Er trifft sich auch mit den Erkenntnissen heutiger Politiker und Wirtschaftler, denen die überragende Wichtigkeit der Rheinstraße für ganz Europa wieder offenbar ist, der Straße, die durch die französische Politik des 17. Jahrhunderts und erst recht ab der französischen Revolution aus imperialistischen Gründen auf dem linken Ufer, dem bis dahin wichtigeren, unterbrochen und dadurch in ihrem Hauptzuge auf das rechte verlagert worden ist. So hatte es Wilhelm Heinrich Riehl, das von Metz hochgeschätzte Vorbild nach 1870, in seiner „Elsässischen Kulturstudie" mit den Abschnitten „Straßenland", „Kriegsland", „Zwischenland" unübertrefflich dargelegt. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Riehl bewußt Enkel eines ausgewanderten Straßburgers war. Riehl zeigt darin, wie der Blick des linken Rheinufers bewußt nach Westen gedreht wurde. Daher der Rhein-Marne-Kanal, daher der Rhein-Rhone-Kanal, daher die unnatürliche Abgrenzung nach Süden, Osten, Norden. Diese von Riehl übernommene Sicht gefiel natürlich Frankreich nicht, 1945 wurde Metz durch die Besatzungsmacht von seinem Lehrstuhl verdrängt. Doch versuchte man es auch auf sanftere Art: Ein Offizier wurde zu ihm geschickt, um ihn zu fragen, ob er denn unbedingt über Siedlungsgeographie lesen müsse. Die Antwort war klar und kompromißlos wie immer: Ja, das müsse er. Zum Abschied verehrte er dem Besuch ein Exemplar seiner „Oberrheinlande" mit Widmung. Kompromisse konnte der gerade Mann keine machen, auch wenn er sich durch seine Haltung materiell schadete. So hatte er sich zuvor mit Badens Gauleiter Robert Wagner überworfen, was ihm nach 1941 den Zugang zur Straßburger Universität, wo wir ihn gerne als Rektor gesehen hätten, versperrte.
Er war eine offene, unbestechliche Persönlichkeit, die oft rauhe Seiten nach außen kehren konnte, und stand ein für Land und Volk, auch für die Bedrängten. Die Grenzländer waren ihm besonders ans Herz gewachsen, auch diejenigen Deutschen, die im Südosten oft auf einsamen Sprachinseln lebten. Es ging ihm nicht darum, irgendwie Staatsgrenzen rückgängig zu machen, sondern solche zu überwinden, genau wie er innerhalb des Reiches sinnlose Territorialgrenzen dynastischer Herkunft, die durch ihre Schlagbäume organisch Zusammengehöriges zerrissen wie im Taubertal z.B., angriff. So war er denn auch der Vordenker des Landes Baden-Württemberg: Schon 1920 veröffentlichte er eine Arbeit „Der Oberrhein-Staat und die Vereinigung von Baden und Württemberg". Kein Wunder, daß ein Präsident von Besatzers Gnaden wie Leo Wohleb ihm nicht grün gesonnen war. Die wissenschaftlichen Grundlagen für den Zusammenschluß der mit Napoleons Segen entstandenen beiden Länder hat aber er weitgehend geschaffen.
Was er beschrieb, kannte er persönlich von Wanderungen her, denn von Jugend auf war er ein unermüdlicher Wanderer. Es gab kaum eine deutsche Siedlung im Südosten vor 1939, die er nicht persönlich aufgesucht gehabt hätte, sei es auf privaten Wanderungen, sei es, daß er mit seinen Studenten dort gewesen war. Für diese war er dann nicht der unnahbare Herr Professor, sondern ein fröhlicher, besorgter Wanderkamerad, dessen unheimliches Gedächtnis ihnen eine Fülle geschichtlicher, kulturgeschichtlicher und natürlich auch geographischer Kenntnisse an Ort und Stelle vermittelte, der aber mit ihnen auch kräftig zu zechen verstand. Schmunzelnd sagte er, wenn er Freunde in ein gutes Gasthaus führte, er sei ja auch Wirtschaftsgeograph.
Unzählig sind die Veröffentlichungen von Friedrich Metz, die immer beides auf glücklichste Art verbinden, die wissenschaftliche Genauigkeit und die auch dem Nicht-Fachmann verständliche Sprache, die in seinen Landschaftsschilderungen voller Schönheit sein konnte. Unzählig sind auch die Vorträge, die er vor Kollegen und vor Laien hielt, immer bedacht, ihnen nicht nur Wissenschaft nahezubringen, sondern auch Liebe zu Land und Leuten, von denen er sprach, zu wecken.

Fritz Bronner 1890 - 1970

Zum 75. Geburtstag von Fritz Bronner brachte der „Westen" (Nr. 1/1965) den folgenden, vom Jubilar selbst verfaßten Lebenslauf, die hier leicht gekürzt wiedergegeben wird: „Am 23. Januar 1890 wurde ich in dem Weinstädtchen Reichenweier geboren, als Sohn des Rebenbesitzers Christian Friedrich Bronner und seiner Ehefrau Lina geb. Greiner. Ich war das dritte Kind. Ein jüngerer Bruder ist 1915 als deutscher Soldat in Flandern gefallen. Großvater und Vater haben nur einmal die Staatsangehörigkeit wechseln müssen. Die Mutter aber hat 1870, 1918 und 1940 einen Wechsel erlebt; sie starb einige Monate vor dem vierten Umschwung. Die Muttersprache aller war das Elsässerdeutsch, ihre Schriftsprache das Hochdeutsch; Französisch war allen geläufig. Acht Jahre hindurch besuchte ich die Volksschule im Heimatort, dann wurde ich in Straßburg als Volksschullehrer ausgebildet. Ich habe zwei Jahrzehnte diesen Beruf ausgeübt. Großvater und Vater hatten im Krieg unter französischen Fahnen gestanden in Algerien und bei Belfort, ich selber 1914 in Lothringen und Nordfrankreich für Deutschland. Diese Pflicht habe ich innerlich bejaht. Im bayerischen Infanterie- und Leibregiment habe ich gute und treue Kameraden gehabt.
Nach dem Ersten Weltkrieg versuchte ich ein Jahr lang, meine liebe Mutter im Rebgeschäft zu unterstützen und meinen gefallenen Bruder zu ersetzen. Eine angebotene Stelle im französischen Schuldienst habe ich abgelehnt weil ich nicht das lehren mochte, was ich vorher mißbilligt hatte. Ich ließ mich 1919 nach Deutschland ausweisen. Kaum konnte ich damals ahnen, welche tiefgreifenden und schwerwiegenden Folgen dieser Schritt haben würde.
Ich begann an der Frankfurter Universität das Studium der Geschichte, das mit der Promotion und einer Arbeit über die Verfassungsbestrebungen unserer elsaß-lothringischen Landesvertretung (1874—1911) abgeschlossen wurde. Seit dieser Zeit habe ich nicht aufgehört, mich mit der elsässischen, der deutschen und der französischen Geschichte zu beschäftigen. Einige Veröffentlichungen mögen dafür Zeugnis sein. Sie sollten der Heimat dienen, nie — so möchte ich hoffen — im Sinne der Verhetzung, sondern im Bestreben, wahr und wahrhaftig zu sagen, was war. Von 1938 ab durfte ich Geschichte an der Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe lehren; während des Krieges leitete ich eine Lehrerbildungsanstalt. seit 1933 war ich Mitglied der NSDAP. Ich hatte — warum sollte ich es verschweigen — von Hitler für Deutschland etwas erhofft. Entgegen weitverbreiteter Meinung hat es mir keine persönlichen Vorteile gebracht, wohl aber vermehrte Arbeit auferlegt und nach dem Krieg harte Jahre eingetragen. In jener Zeit starb auch meine liebe Frau, die Mutter meiner einzigen Tochter.
Seit zehn Jahren befinde ich mich im Ruhestand, von gesundheitlichen Beschwerden nicht verschont, bei denen mir aber meine liebe zweite Frau, aus der elsässischen Sippe der Westphal stammend, hilfreich zur Seite steht. Dankbar bin ich, daß ich meinem Arbeitsgebiet treu bleiben kann. Es wird nicht überraschen, wenn ich sage, daß ich über manche Dinge nüchterner — wie ich hoffe: auch richtiger — denke als vor 40 oder 50 Jahren. Große Sorgen macht mir ein Deutschland, das sich in maßlosen Gegensätzen zu bewegen versucht. Besonnenes und erfolgversprechendes Fortschreiten in eine bessere Zukunft ist nicht möglich, wenn die gesunden Kräfte der Vergangenheit mißachtet werden. Diesem Gedanken möchte eine größere Arbeit dienen, die mich seit längerer Zeit beschäftigt." Soweit der Lebenslauf, den Fritz Bronner fünf Jahre vor seinem Tod verfaßte.
Sein letztes, umfangreiches Werk erschien 1970, im Gedenkjahr des deutsch-französischen Krieges, unter dem Titel „1870/71 Elsaß-Lothringen. Zeitgenössische Stimmen für und wider die Eingliederung in das Deutsche Reich". Die Erwin von Steinbach-Stiftung nahm es in die Reihe ihrer Veröffentlichungen auf und verlieh dem Verfasser an Pfingsten 1970 den Erwin von Steinbach-Preis. Aus Gesundheitsgründen war es ihm nicht möglich, an der Feier teilzunehmen. Seine Frau verlas sein Dankschreiben: „Das Buch behandelt ein Thema, über welches man heute in Deutschland kaum mehr spricht oder wenn schon, dann abwertend, ablehnend. Ein deutscher Historiker kann sich heute erlauben, über das Elsaß so zu sprechen, wie es einst Hansi tat. Selbst seine politischen Freunde sagen es heute offen, daß er die Dinge verzerrt, verfälscht hat. Ich darf annehmen, daß die lieben Landsleute, die heute hier versammelt sind, dies wissen. Ich bin der Ansicht, daß wir es auch sagen müssen, ehe ein Geschlecht heranwächst, das nur noch das verzerrte Bild kennt. Als ein Denkmal geschichtlicher Wahrheit, das auch dem ehrlichen Gegner sein Recht läßt, habe ich dies Buch geschrieben." Im Vorwort schreibt er: „... Erst wenn die geschichtliche Wahrheit in das Bewußtsein beider Völker eingegangen ist, erscheint mir eine echte und tragfähige Freundschaft zwischen ihnen möglich. Wenn dieses Buch ein wenig dazu beitragen könnte, wäre sein Verfasser darüber sehr glücklich."
Er konnte noch die Druckfahnen seines Werkes lesen, das Erscheinen hat er nicht mehr erlebt. Am 17. September 1970 ist er in Karlsruhe-Durlach gestorben.
Von den Besprechungen, die in der Folgezeit erschienen sind, seien zwei hier angeführt. Am 10. Mai 1971, dem Jahrestag des Frankfurter Friedensvertrags von 1871, brachte „Die Tat" (Zürich) einen Artikel von Prof. Dr. Erich Brock, in dem es heißt: „Der Verfasser ist selbst Elsässer und hat mit einer kaum glaublichen Strebung zur Gerechtigkeit, zum Ausgleich und zum positiven Verständnis nach allen Seiten hin seine Arbeit geleistet, über der er leider weggestorben ist. Er hat ein geradezu ungeheures Material zu seinem Thema versammelt, das großen Teils praktisch unbe-

Fortsetzung auf Seite 6

Freundliche Bücherspenden an die Stiftung bitten wir zu richten an unser für die Bibliothek zuständiges Stiftungsratsmitglied:
Dr. Wilfried Forstmann
Erwin von Steinbach-Stiftung
p.A. Universitätsbibliothek
Bockenheimer Landstraße 138
6000 Frankfurt am Main 1

Ein grundlegendes Buch

Bernard Schwengler: Le syndrome alsacien, 158 S., Editions Oberlin, Straßburg 1989, DM 38,—.

Über die Lage Elsaß-Lothringens, über die „Elsässische Krankheit", sind viele Arbeiten erschienen. Wir erinnern an Emile Baas „Situation de l'Alsace", schon 1945, an die Aufsehen erregende Studie von Frédéric Hoffet „Psychanalyse de l'Alsace" (1951), an Jean „Elsaß, Kolonie in Europa" (1976) und viele, viele andere. Manches wurde treffend gesagt, manches ging daneben. Das Elsaß — Lothringen weniger — ist auch ein beliebtes Thema für Feuilletonisten, die gerne als profunde Kenner auftreten. Die meisten haben überhaupt keine Ahnung von dem Wesen unserer Heimat: Kugelhopf und Riesling, Choucroute alsacienne, Beckenofe, Münsterkäs, Fachwerkhäuser, „Schlupfkappe", dazu die (heute ausgewanderten) Störche, wenn Franzosen schreiben. Und damit basta.

Bernhard Schwenglers Arbeit ist ganz anders: Ob es sich um das Elsaß handelt — stillschweigend können wir meist Lothringen mit einbeziehen — oder um Frankreich, er schreibt sozusagen von innen heraus. Er sieht auch in die innersten Winkel dieses, seit Mazarin als Schüler Richelieus das erste Stück der Oberrheinlande, den habsburgischen Sundgau, vom Körper des Reiches trennte, immer kränker werdenden Landes, das doch zu Zeiten Babarossas zur „vis maxima regni" gehörte, das in der Reformation und der Renaissance ein Vorreiter des Reiches und ganz Europas war.

Schwengler ist nichts fremd, es gibt für ihn auch keinerlei Tabus, er schreibt frei von der Leber weg, so wie er die Lage schmerzhaft erlebt hat. Er scheut sich nicht, unvoreingenommen in die Geschichte zurückzublicken oder besorgt zu versuchen, die Zukunft zu ertasten. Dabei geht er schonungslos den lügenhaften Gespinsten zu Leibe, die über das Land gebreitet wurden und die ein guter Bürger zwischen Diedenhofen und St. Ludwig als unverrückbares Glaubensbekenntnis nachzubeten hat.

Als Beispiel seiner klaren und kompromißlosen Stellungnahme übersetzen wir den ersten Abschnitt von S. 21.: „Im Rahmen des französischen Staates bildet das Elsaß eine sprachliche Minderheit. Diese Feststellung ist in sich weder ein autonomistisches Glaubensbekenntnis noch eine Erklärung für die Unabhängigkeit; sie entspricht ganz einfach den Tatsachen. Eine sprachliche Minderheit ist eine Gemeinschaft, die eine von der Sprache der Mehrheit eines Staates gebrauchten abweichende Sprache spricht. Die Muttersprache der Mehrheit der Bevölkerung des französischen Staates ist die französische Sprache, während im Elsaß die Muttersprache historisch die deutsche Sprache in der Form fränkischer und alemannischer Mundarten ist!"

Da gibt es kein Wenn und Aber. Und so bestimmt, klar, unmißverständlich, entlarvend, dem offiziellen Gewäsch sowohl von französischer wie — leider oft — von offizieller deutscher Seite gegenüber ist der ganze Text, ob es sich um die historische und sprachliche Ausgangslage oder den jakobinischen Fanatismus, die Ignoranz, das bewußte Verschleiern, das kleinmütige Kapitulieren oder die trostlose geistige Lage, das falsche, z.T. bwußt gefälschte Taktieren der einen Seite oder der anderen oder auch des Patienten selber handelt.

Der jakobinische Mythos

Schwengler zeigt, wie der von den Jakobinern erfundene Mythos der „einen und unteilbaren Nation" künstlich und wirklichkeitsfremd ist. Heute bewohnt diese „Nation" das „Sechseck", in dem ursprünglich acht Sprachen heimisch sind, von denen aber nur die französische, die Mundart der Ile de France, rechtlich existent ist. Unter Napoleon dehnte sich das Gebiet dieser „Nation" auf 130 Departemente, jedes unter der Fuchtel eines von Paris dirigierten Präfekten aus, darunter die Pfalz, das Rheinland, die gesamten Niederlande, ja, sogar Hamburg, Lübeck und Travemünde an der Ostsee gehörten zur französischen „Nation" als Folge der französischen Eroberungen. Diese Gebiete wurden in Departemente zerschnippelt, möglichst von gleicher Größe und nach einem Berge — Mont Tonnerre in der Pfalz — oder nach Flüssen benannt: „Bouches de la Meuse" für Holland, „Bouches de la Weser" für Oldenburg, so wie Marseille an den „Bouches-du-Rhone" liegt. Es ist kein Witz: die erste Lehrerbildungsanstalt Frankreichs „Ecole normale" wurde in ... Koblenz gegründet! Warum? Damit die französische Sprache, die „langue nationale", die in jenen Gegenden praktisch niemand beherrschte, sich verbreite. Und wo entstand die zweite Schule dieser Art? In Straßburg, und natürlich zum gleichen Zweck. Vor dem Zweiten Weltkrieg erstreckte sich die französische „Nation" von Dünkirchen bis nach Tamanrasset auf Madagaskar.

Bericht des Abbé Grégoire

Schwengler bringt in diesem Zusammenhang einen guten Teil des Berichtes, den der Abbé Grégoire am 4. Juni 1794 dem Konvent vorlegte. Die Überreste dieses Geistlichen sind übrigens während des letztjährigen „Bicentenaire" in das „Panthéon" überführt worden, was die höchste Ehrung darstellt, die einem Sohn der Nation zuteil werden kann. Dieser Abgeordnete ergeht sich unter der Schreckensherrschaft in seinem Bericht dünkelhaft über die in Frankreich gesprochenen Sprachen, die anders sind als die der Pariser. Er gesteht dabei ein: „Man kann ohne zu übertreiben behaupten, daß wenigstens sechs Millionen Franzosen, vor allem auf dem Lande, die Nationalsprache nicht kennen, daß wenigstens ebensoviele unfähig sind, ein ernsthaftes Gespräch in dieser Sprache zu führen, daß schließlich die Zahl derjenigen, die sie sprechen, drei Millionen nicht übersteigt, und daß die Zahl derjenigen, die sie korrekt schreiben, noch geringer ist." (S. 25). Diesem Abschnitt gibt Schwengler bezeichnenderweise die Überschrift „Zentralisation und sprachlicher Imperialismus".

Das war vor 200 Jahren. Und heute? Seite 29 zitiert Schwengler zwei Schulinspektoren aus den Anfängen der 70er Jahre: „Es besteht überhaupt kein Grund dafür, die Schüler in ihrer ursprünglichen Unterkultur zu belassen." Gemeint ist das deutsche Volkstum der Elsässer. So denken diese Schulmänner natürlich auch über die Unterkultur der Herren Adenauer, Brandt, Schmidt, Kohl; es ist ja die gleiche. Weiter: „Es gibt Leute, die meinen, es heiße, die Kinder befreien, wenn man sie elsässisch reden ließe. Das wäre meiner Ansicht nach Unsinn, denn es wäre gleichbedeutend, wie wenn man sie auf den Stand der Höhlenbewohner zurückkehren ließe." Merci, Monsieur l'Inspecteur! Ob dieser Herr an die fünf Prozent Rekruten dachte, die alljährlich in den Kasernen der ganzen Nation mühselig zu Alphabetisierten emporgehoben werden?

Wer kennt in Deutschland wirklich dieses arrogante, intolerante Gehabe, ähnlich dem Mussolinis: „Bis hierher (nämlich Bozen) haben wir den Barbaren unsere Sprache gebracht!"? Es ist charakteristisch für das höhere französische Beamtentum. Schwengler urteilt sehr richtig: „Sprachliche Unduldsamkeit ist gleichbedeutend mit Ablehnung und Verachtung. Insofern ist sie dem Rassismus verwandt." (S. 31). Manch ein Deutscher wird das nicht fassen können, da es dem Bilde des freiheitliebenden, kultivierten Franzosen, das er in sich trägt, nicht entspricht. So wurde es aber dem Franzosen von oben eingetrichtert, dem Franzosen, der von Natur aus natürlich keineswegs unduldsamer ist als ein anderer Mensch. Aber Frankreich ist halt die „grande nation", die der Menschheit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gebracht habe. Was dahinter steckt, ist eine andere Frage.

Schwengler aber sieht die französische Haltung sozusagen von innen heraus, denn er wurde ... frankophon aufgezogen und hat sich durch Denken und Beobachtung zu seiner Auffassung von der offiziellen französischen Haltung durchgekämpft.

Verbote?

Seit einem Dutzend von Jahren wird das unmenschliche Verbot — bei Androhung und Anwendung von Strafen natürlich — für die Kinder, auf dem Schulhofe ihre Muttersprache zu reden, nicht mehr angewendet. Verbote gibt es im Lande der Assimilierer überhaupt wenig. Es wird anders gemacht: Die heimische Sprache wird einfach ignoriert, man tut so, als gäbe es diese nicht: „Die gesamte Bürokratie, das gesamte Gerichtswesen, die gesamte technische Welt versteht und gebraucht nur die Sprache des Kolonialherrn, genau wie die Kilometersteine, die Anschlagtafeln auf den Bahnhöfen, die Straßenschilder, die Quittungen. Wenn er nur seine eigene Sprache beherrscht, wird der Kolonialisierte ein Fremder im eigenen Lande." (S. 34).

„Germanisieren"

Genauso klar und unmißverständlich zeigt Schwengler, was für eine Unwissenheit — oder Lüge — es ist, von der „Germanisierung" Elsaß-Lothringens durch Bismarck zu reden. Wir kann man ein Land „germanisieren", das

Fortsetzung auf Seite 7

Fritz Bronner 1890 — 1970

Fortsetzung von Seite 5

kannt war und eigentlich nun ein Reden über das ganze Problem ohne Kenntnisnahme von dem Buch ausschließt ..."

Prof. Dr. Peter Stadler stellte das Buch in der Morgenausgabe der Neuen Zürcher Zeitung vom 18.4.1972 vor. Er schrieb: „... Der Verfasser urteilt im allgemeinen sparsam, gelegentlich aber bricht er doch aus der Zurückhaltung seines Referates aus. Nicht von ‚Annexion', sondern von ‚Zurückforderung' möchte er sprechen hören, und an den boshaft-witzigen Karikaturen eines Hansi, die das deutsche Regime in antizipiertem Comic-Strip-Stil verspotteten, findet er wenig Geschmack. Auf der letzten Seite seines Werkes steht der treuherzige und wahrscheinlich nicht einmal falsche Satz: ‚Hätte das neue Reich nach dem Zeitalter des Reichsgründers nicht den Ersten Weltkrieg verloren, wären das Elsaß und Deutsch-Lothringen ebenso deutsche Länder geworden wie alle anderen.' Auch sonst gehen seine Reflexionen mitunter ins Gemüthafte über. Zudem spürt man, daß er sich als Elsässer vor allem für seine Heimat engagiert, während ihm das Problem Lothringen ferner steht. Dennoch stellen diese beiden Bände eine Leistung dar, die allein schon ihres Materialreichtums wegen für den Forscher unentbehrlich bleiben dürfte."

A.G.

Ein grundlegendes Buch

Fortsetzung von Seite 6

eine „langue germanique" spricht? Wo bleibt da die vielzitierte „französische Logik"? (S. 52). Ich habe 1923 eine sehr gebildete französische Lehrerin erlebt, die sprachlos war, als ich ihr eine meine Ururgroßeltern betreffende deutsche Urkunde von 1770 zeigte: „Ja, sprach man denn damals schon deutsch im Elsaß?" Das hatten französische Propagandisten (ohne ein Propagandaministerium Goebbels'scher Machart zu brauchen!) dem ganzen Lande eingebleut. Für sie gehörten die Elsaß-Lothringer zur „nation française", konnten also nicht anders als französisch sprechen. Und wer es nicht glaubte, war ein Ketzer.

Die Geschichte raubt dem Lande das Selbstbewußtsein

Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, die Zeit des Autonomismus verschiedenster Prägungen, auch die Zeit der deutschen Besetzung zwischen 1940 und 1945 schildert Schwengler sehr sachlich, so, wie wir diese Zeiten erlebt haben. Die Taten der „résistance" im Elsaß schätzt er nicht hoch ein, viel bewirkt habe sie nicht. Aber diese Zeiten zusammengenommen mitsamt der darauf folgenden gnadenlosen „épuration" (Säuberung) haben dem Elsaß sein Selbstbewußtsein genommen. Ohne dieses zurückzugewinnen, könne es seine Krise nicht überwinden.

Damit sind wir bei der Gegenwart angelangt. Auch was diese betrifft, hat Schwengler ein klares, durch nichts getrübtes Urteil. Zunächst: Durch das Aufgehen der Elsässischen Volkspartei, der Erbin des Elsässischen Zentrums vor 1918, in einer gesamtfranzösischen Partei haben sich die Nachfolger jener (mehr oder weniger tüchtigen) Verteidiger der elsässischen Eigenart das Wasser selber abgegraben. Sie versuchen immer noch, Vergangenes festzuhalten, sind aber unfähig, in die Zukunft zu blicken. Sie bleiben in einem zweideutigen „Regionalismus" stecken: „Man bezeichnet sich als regionalistisch, und, um dem Verdacht der Deutschfreundlichkeit oder des Separatismus zu entgehen, übernimmt man die Verleumdungen und Verzeichnungen, mit denen die autonomistische Bewegung der Zwischenkriegszeit bedacht worden ist." (S. 66). Im übrigen nennen diese Leute sich „elsässische Majorität" und gehen damit auf Bauernfang aus, denn „elsässisch" ist an ihnen nur, daß sie — wenigstens bis zum Frühjahr 1989 — die Mehrheit der Abgeordneten im Elsaß gestellt haben, ohne jedoch Elsässisches voranzutreiben. „Doch keiner dieser Männer hat sich bemüht, die elsässischen Angelegenheiten zu verteidigen, indem er z.B. versucht hätte, den Widerspruch zwischen der europäischen Idee und der vom französischen Staate im Elsaß betriebenen Politik aufzuzeigen. Keiner, indem er sich auf die Idee des europäischen Aufbaus gestützt hätte, hat versucht, den französischen Begriff der Staatsnation in Frage zu stellen, wenigstens was das Elsaß betrifft." (S. 105).

Dem Ausspruch des „Europäers" Pflimlin, „Ihre (der Elsässer) Treue zu Frankreich ist die unabdingbare Garantie der europäischen Einheit" antwortet Schwengler: „Das Elsaß französisch und europäisch, unter der Bedingung allerdings, daß es zuerst französisch sei. Dieser Gleichung fehlt der Begriff eines elsässischen Elsasses, das aber auf dem Altar des französischen Nationalismus, und heute — der Gipfel der Ironie — dem Aufbau Europas unter dem Vorwand geopfert wird, daß der Status quo nicht in Frage gestellt werden darf." (S. 106). Fürwahr, Schwengler kennt seine Pappenheimer. Ihre „Logik" verblüfft ihn nicht, und er leuchtet ihnen ungeniert in die Schlangenlinien ihres Denkens. Schlangenlinien, wenn man von Elsaß-Lothringen ausgeht, sehr gerade, konsequente Gedankengänge allerdings, wenn der französische, jakobinische Nationalismus die Ausgangsbasis ist.

So nimmt unser Autor auch das Bemühen dieser Leute, Straßburg zur Europahauptstadt zu machen, nicht ernst: „Was Brüssel und Luxemburg betrifft, zweisprachige Städte und Begegnungsstätten der lateinischen und germanischen Welt, so haben sie sich um Europa mehr verdient gemacht als Straßburg, das sich in seiner Rolle als Vorposten der Frankophonie an den Ufern des Rheines zu gefallen scheint." (S. 107). In einer Fußnote wird auf den speziellen Europäer Paul Böglin hingewiesen, der 1987 in „Réalité alsaciennes" dem Elsaß die Aufgabe zuweist, „Europa auf französisch denken zu lehren". (Wie europäisch!)

Zur Zweisprachigkeit

Schließlich stellt Schwengler die Art und Weise in Frage, mit der die Zweisprachigkeit von vielen als Rettungsanker für die heimische Sprache hingestellt wird. Für ihn ist „Zweisprachigkeit ... in der Tat das Ergebnis eines Kräfteverhältnisses, durch das der Herrschende es fertiggebracht hat, seine Sprache dem Beherrschten als Sprache aufzuzwingen, so daß dieser durch die Umstände gezwungen wurde, zweisprachig zu werden." (S. 113). Die Umstände würden ein solches Volk wieder zur Einsprachigkeit zurückführen, nämlich zur Sprache des Herrschenden: „In dem Maße als der Prellbock, den die einsprachige Generation der Deutschsprachigen bildet, verschwindet, stürzt sich der Elsässer massiv in die französische Einsprachigkeit." (S. 115).

„Die Sprache des Nachbarn"

In diesem Zusammenhang verwirft Schwengler auch das Schlagwort von der „Sprache des Nachbarn", wenn es auf die Elsässer angewandt wird. Wenn für Badener Pfälzer der Nachbarstaat gemeint ist, mag dieser Ausdruck stimmen, für den Elsässer aber sei die Sprache des Nachbarn eigentlich das Französische. Noch einmal: Schwengler ist ein unbestechlicher, logischer Denker, der von den Tatsachen ausgeht, nicht von nationalen Mythen! Die Ideologie der Zweisprachigkeit sei apolitisch, asozial und ahistorisch, sie sehe eine ideale Situation, entspreche aber keiner tatsächlichen.

Zahlenmäßige Überlegenheit

Mit einem weiteren Aberglauben räumt Schwengler auf, mit dem der Überlegenheit durch die Zahl. Unsinn! sagt er: Kann die Anwendung eines Menschenrechtes durch die Zahl derjenigen, denen es zugestanden werden sollte, legitimiert oder außer Kraft gesetzt werden? Recht ist Recht! Also: Und wenn es nur noch 15 000 deutschsprachige Elsässer gäbe, hätten sie dennoch ein Recht darauf, als vollgültige sprachliche Minderheit behandelt zu werden, hätten sie das Recht auf Unterricht in ihrer Sprache und das Recht auf deren Achtung in jedem Bereich. Keine faulen Kompromisse!

Zukunft

Kann unter den herrschenden Umständen etwas geändert werden? Nein, auf die bisherige Weise nicht! Das Elsaß dürfe nicht als Bittsteller auftreten, wobei die die Bitten Aussprechenden gar oft noch doppelzüngig sind, es muß fordern, sein unabdingbares Recht fordern und dies auf politischer Ebene. Er zeigt, wie auf unwirksame Art immer wieder das Recht auf die Erhaltung der Muttersprache angestrebt wurde: Schon am 8. Juni 1946 hat der unterelsässische Generalrat die Wiedereinführung des Deutschunterrichts nach dem Dekret Poincaré-Pfister von 1928 verlangt. Seither wurden immer wieder entsprechende Anträge gestellt, ohne wirkliche Konzession von seiten Frankreichs zu erreichen. Das macht: Alle anderen Minderheiten in Europa haben ihre regionalen Parteien, in Elsaß-Lothringen gibt es außer der kürzlich gegründeten „Elsässer Union" keine. Zudem gehe es nicht darum, „eine Sprache zu verteidigen, sondern ein Volk" (S. 134).

Besser könne es nur werden, wenn die Elsässer das ihnen aufgepfropfte Schuldbewußtsein abwerfen und von der Defensive zur Offensive übergehen, statt ängstlich zu betonen, sie seien ja gar keine Separatisten, seien nicht „deutschfreundlich". Das Elsaß müsse in europäischen Dimensionen denken lernen und ein „Europe des ethnies", wie Guy Héraud das Ziel formuliert hat, ein Europa der Völker, ansteuern. In diesem Sinne schließt er: „Das Elsaß im europäischen Rahmen denken, erlaubt es, die Gleichung umzukehren. Mit europäischen Maßen gemessen, ist es Frankreich, das als Ausnahme dasteht und das sich wandeln muß, wenn es dem europäischen Modell entsprechen will. Der französische Partikularismus, gemixt aus Jakobinertum und Zentralismus, hat vor den heraufkommenden Formen der europäischen Integration zu verschwinden." (S. 148/149).

Wir wiederholen: So klar und kompromißlos ist die Lage, die „Krankheit" des Elsasses, noch nie analysiert und dargestellt worden. So deutlich wurde auch noch nie gesagt, was nötig ist, um eine Besserung zu bewirken. Sehr zu wünschen wäre eine Übersetzung ins Deutsche. Es könnte dann als Pflichtlektüre gelten für jeden, der es mit elsässischen und auch gesamtfranzösischen Dingen zu tun hat, denn, wie gesagt, Schwengler sieht die Dinge „von innen her", eine Fähigkeit, die nicht jedermann gegeben ist. eh

Mitteilungen des Vorstandes

Auf Wunsch vermitteln wir das in Nr. 5/6-1989 angezeigte Buch von Fernand Bernecker „Die geopferte Generation" zu DM 48,— sowie das in dieser Nummer besprochene Buch von Bernard Schwengler „Le syndrome alsacien" zu DM 38,—.

Es erreichen uns immer wieder Anfragen nach früheren Nummern des WESTEN, nach den „Straßburger Monatsheften", nach Jahrgängen der „Elsaß-Lothringischen Heimatstimmen" und nach allen möglichen Alsatiken. Bitte, werfen Sie nichts weg, ohne bei uns angefragt zu haben, ob wir es nicht verwerten könnten.

JAHRESVERSAMMLUNG 1990

Diese kann heuer wegen Reparaturarbeiten nicht zur gewohnten Zeit in Eppingen stattfinden. Wir treffen uns am Samstag, 7. Juli, auf der von unserem verstorbenen Freund Dr. Friedrich Spieser zur Begegnungsstätte hergerichteten Burg Stettenfels, Gemeinde Untergruppenbach, bei Heilbronn. Genaueres werden wir in der Juni-Nummer mitteilen.

Hinüber und Herüber

Unterschiedliche Standpunkte

Verfolgt man Diskussionen auf Tagungen zum Thema „Elsaß", so kann man große Unterschiede in den Haltungen feststellen. Auf kirchlichen Tagungen, z.B. wo frei diskutiert wird und wo auch kompetente und sich einsetzende Elsässer dabei sind, kann man im Blick auf einheimische Kultur und Sprache sorgenvolle Aussagen hören. Verfolgt man öffentliche Veranstaltungen, z.B. „Drei Länder — ein Thema", das jeden vierten Sonntag der Schweiz, dem Elsaß und Baden gewidmet ist, so vernimmt man hauptsächlich aus dem Munde von Bundesdeutschen, daß alles zum besten bestellt ist, so z.B. Regierungspräsident Nothelfer, Freiburg. Anrufe aus dem Sendegebiet bestätigen das Gegenteil: Für die deutsche Heimatsprache im Elsaß wird nicht gesorgt, sie ist nicht einmal anerkannt. Die deutsche Seite spielt Vogel-Strauß-Politik, sie tut, als gehe sie das gar nichts an. An diese Frage traut man sich nicht heran, tönt viel lieber laut über Verkehrtes in Afrika oder Asien. Man entschuldigt sich sogar, die Diskussion nicht auf französisch führen zu können. Siehe unseren Beitrag in Nr. 1/90 „Bundesdeutsche Feigheit". me

„Europa-Palaver"

Dieses kam im Südwestfunk für das 3. Fernsehen Südwest am 14. Januar aus dem Foyer der „Opéra du Rhin" in Straßburg. Moderator war der Schweizer Guido Baumann, einer der Gesprächspartner war der französischsprachige Genfer Roger de Weck, ein anderer Alexandre Adler aus Paris, die beide sich gegen den Nationalismus auch sprachlicher Art wandten und dabei die kulturelle Szene vor dem Ersten Weltkrieg als den Höhepunkt der Beziehungen in dieser Hinsicht zwischen Deutschland und Frankreich priesen. Sie setzten sich dafür ein, daß man in Europa viele Sprachen spreche, da dies eine Notwendigkeit ist. Anwesend war auch Madame le Maire Catherine Trautmann von Straßburg, die von Mutterseite rein elsässischer Abstammung ist und es vor kurzem bedauert hatte, daß sie selber nicht genug Deutschen (auch in der elsässischen Form) beherrscht, um in ihrem Amt die Mittlerfunktion in der Metropole Europas wahrnehmen zu können.
Wird sie dafür Sorge tragen, daß die Verhältnisse im Elsaß insgesamt sich baldigst ändern und die Voraussetzungen, die für die Zweisprachigkeit von zu Hause aus vorhanden sind, ausgenützt und fruchtbar gemacht werden? me

Weckmann

Berichterstatter im oberelsässischen Generalrat

Bis jetzt sind die Initiativen zugunsten der heimischen Sprache eher vom unterelsässischen als vom oberelsässischen Generalrat ausgegangen. Doch zu Anfang des Jahres hat der oberelsässische den Dichter und Vorkämpfer für das Deutsche in beiden Formen zu einem Bericht eingeladen. Dieser machte darin deutlich, daß es „fünf vor zwölf" sei, doch noch nicht zu spät. Es komme auf die rechten Maßnahmen an. Aufschlußreich ist es, wie der Generalrat und sein Präsident reagiert haben und ob Neues aus der Debatte hervorgegangen ist. Nach Berichten der Zeitungen „Alsace" (10.1.90) und „DNA" (23.1.90) sprach Jean Jacques Weber, der Präsident, davon, „daß Deutsch die zweite Gebrauchssprache" im Elsaß sei und dieselbe deshalb nicht „als Fremdsprache betrachtet" werden könne, es sei „eine Regionalsprache mit nationalem Interesse". Man könne die Zweisprachigkeit auch nicht allein im kulturellen und sentimentalen Sinne sehen, man müsse auch auf den wirtschaftlichen Aspekt Rücksicht nehmen. Louis Ulrich betonte: „François Mitterrand hat eben das Recht der Minderheit hervorgehoben, ihre Sprache und ihre Kultur zu pflegen. Leider hat er nur die Ungarn in Rumänien gemeint und nicht die Elsässer."
Hier kommt ein ganz neuer Ton zum Ausdruck. Hoffentlich wird es, wie dieser Abgeordnete es wünscht, nie zu einer Schweigeminute zum Ableben der elsässischen Mundarten kommen, so wie Weckmann es in seinem Gedicht „Laetitia" zum Ausdruck bringt.
Eine wichtige Frage an die verhandelnden Herrschaften: Haben diese auf französisch oder auf deutsch — Mundart oder Hochsprache — über diese Lebens- und Überlebensfrage verhandelt? me

Grenzüberschreitend

Der „Gemeinsame Markt" ab 1.1.1993 lockt, er ist aber auch eine wirksame Zuchtrute wider unnatürliches Denken: Statt sich bös Konkurrenz machen zu wollen, haben Einzelhandelsverbände Südbadens und aus dem nördlichen Oberelsaß einen Verschwisterungspakt unterzeichnet. Und zwar symbolisch: Auf einem Rheinschiff mitten auf dem Rhein. Nach Aufhebung der Binnengrenzen Europas werden sie ja ohnehin im gleichen Boot sitzen. Also ist es besser, gleich auf einem Schiff sich die Hand zu reichen, als von den beiden Ufern des Flusses aus sich die Zähne zu zeigen.

„Rußlandelsässer"

Unter den Rußlanddeutschen, den „Aussiedlern", die gegenwärtig in das Ursprungsland ihrer Vorfahren heimkehren, sind auch solche, die unter der Zarin Katharina und auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem Elsaß nach Rußland ausgewandert sind. Gab es doch in der Gegend von Odessa ein „Selz", ein „Straßburg".
Professor Rudolf von Thadden in Göttingen berichtet in „Réformé", dem Organ des französischen Protestantismus, von einer ihn seltsam berührenden Begegnung im Durchgangslager Friedland. Dort traf er eine elsässische Familie, die die Heimat ihrer Vorfahren suchte. Diese waren im 18. Jahrhundert aus einem protestantischen elsässischen Gebiet nach Rußland ausgewandert. Sie wußte noch, diese liege in der Gegend von Straßburg. Daß das Elsaß heute zum französischen Staat gehört, wußte sie nicht. Es waren Wolgadeutsche, die 1941 von Stalins Leuten nach Sibirien verschleppt worden waren und jetzt zurückkehrten. Die deutsche Sprache hatten sie bewahrt mit Hilfe der Lutherbibel. In ihrem Deutsch kamen viele elsässische Formen vor. Eine Mahnung an diejenigen Elsässer, die leichtfertig dem französischen Druck nachgeben und ihr Vätererbe sich rauben lassen. Die Sprache der Vorfahren hatte die Familie auch in den schwersten Augenblicken zusammengehalten und wohl auch wie eine wärmende Flamme getröstet. Kann man Schöneres von der Sprache sagen? me

Sylvie Reff hat Hoffnung

Die elsässische Dichterin Sylvie Reff hat in Ringendorf im Hanauerland einen alten Bauernhof erworben, der nach und nach restauriert wird, in den sie sich zurückgezogen hat. J.P. Ulhorn, ein Mitarbeiter des „Messager évangélique" hat dort mit ihr ein Gespräch geführt, in dem sie zuletzt auf die Lage der angestammten Sprache im Elsaß zu reden kamen. Ulhorn fragt sie, welche Zukunft dieser wohl beschieden sei. Sie wisse es nicht, doch verwies sie auf den Plan, den Andrée Weckmann ausarbeitet: „Da hätte die Mundart eine Zukunft, denn ihre Quelle bleibt das Hochdeutsche. Wenn mehr Junge wirklich Freude daran fänden, sich in der Mundart auszudrücken, in dieser zu singen. Aber, wenn alle jungen Mütter mit ihren Neugeborenen weiterhin französisch reden, wo sie doch selber diese Sprache nicht in der Wiege gelernt haben, wird ein Riß entstehen, es wird etwas fehlen. Offiziell sind die elsässischen Mundarten zwar abgeschrieben. Ich meinerseits glaube keineswegs an dieses Ende, ich liebe sie zu sehr, um an so etwas zu glauben. Es handelt sich um eine Sprache, die seit Jahrtausenden zu unserer Landschaft gehört, die sozusagen im Boden wurzelt, in den Bäumen hängt, die wir in unseren Nöten mitschleppen, in unserem Blut, und die nicht so ohne weiteres sich auflösen kann. Sie wird neues Leben gewinnen.

Vernünftiges in einer französischen Zeitschrift

Die evangelische Wochenschrift „Réforme" macht sich immer wieder zum Wortführer für eine vernünftige Sprachenpolitik Frankreichs im Elsaß, so auch am 16. Dezember 1989: „Im Elsaß haben wir zwei Kulturen, die deutsche, der wir auch in Österreich und der alemannischen Schweiz begegnen und die französische, die sich mit der Revolution durchgesetzt hat. Unsere Zukunft besteht in der Kenntnis beider Kultursprachen. Beispiel dafür ist Albert Schweitzer... Ohne die Hochsprache werden die Mundarten früher oder später verschwinden, was man auch unternehmen möge."
Wann wird die französische Schulverwaltung auf solche Leute hören?

Das Elsässische am Ende?

Eugène Philipps „Ist es mit dem Elsässichen zu Ende? Neue sprachliche Perspektiven"

Den Verfasser kennen wir als unermüdlichen Kämpfer für die heimatliche Sprache. In Beiheft 9 des „Westen" brachten wir eine Analyse seines dreibändigen Werkes, das z.T. auch auf deutsch erschienen ist. Wo er nur konnte, hat er sich seit Jahrzehnten leidenschaftlich für die kulturellen elsässischen Belange eingesetzt, in Büchern, Zeitschriften, Zeitungen und Vorträgen. In der o.g. Veröffentlichung versucht er zu zeigen, unter welchen Umständen die heimatliche Sprache sich im Elsaß behaupten kann. Dabei macht er deutlich, daß die Überlebenschance der Mundarten von den Kenntnissen des Hochdeutschen abhängt. Obwohl er die bedrohliche Lage beider, des Hochdeutschen wie der deutschen Mundarten im Elsaß, kennt, hat er doch die Hoffnung, daß es mit der Sprache des Landes nicht zu Ende ist. Daran entscheide sich das Schicksal des ganzen Landes. me